

Siodmak interessierte sich zunächst für das Projekt, doch bald wurde das Vorhaben wieder fallengelassen.“ P.St. J.: Franz Werfel. Eine Lebensgeschichte. Frankfurt/M. 1987, S. 295f.

13 Paulsen (Anm. 4), S. 225.

14 Foltin (Anm. 7), S. 96.

15 Nur einmal fragt sich Sebastian in aller Deutlichkeit: "War mein Widerstand vielleicht dadurch bestimmt, daß ich in Adler den Juden fühlte, die Rasse also, von der man gerne alles hinnimmt, nur nicht Herrschaft?" Zit. nach F.W.: Der Abituriententag. Frankfurt/M. (Fischer Taschenbuch Verlag) 1987, S. 61.

16 Alfons Weber (Anm. 3), S. 58. Weber macht darüber hinaus auf Parallelen zu Gedichten Werfels, zu der Erzählung "Par l'amour" (entst. 1938) sowie auf eine Reihe von anderen Motivkonstanten im Hinblick auf "Existentielle zwischenmenschliche Entfremdung" aufmerksam.

17 Paulsen (Anm. 4), S. 228.

18 Ebd., S. 226.

19 Weber (Anm. 3) erklärt Leonidas' Versagen mit den Anpassungsschwierigkeiten des ehemaligen Kleinbürgers Leonidas an seine großbürgerliche Umgebung, in der er eingehiratet hat, und deren Zwänge und Selbstzwänge, ihre "Überprägnanz der gesellschaftlichen Normen." S. 45.

20 Jungk (Anm. 12), S. 270f. Jungk zit. in diesem Zusammenhang in einer Anm. auf S. 418f. Max Brod (Die Zeit, 20.1.1955, S. 6): "Vera Wormser [hebt sich] aus der Fülle der Werfelschen Judengestalten als Unikum hervor; sie ist von edler Haltung des Intellekts wie des Gefühls, unbeirrbar, selbstlos, gegen Beleidigungen immun[...] Kein 'zerbrochener Judentyp', sondern mit gesunder Vernunft durchaus ihres Wertes bewußt; dabei zurückhaltend, unaufdringlich, mild verzeihend, vor allem auch schön, von bezaubernder Anmut."

21 Nicht eingegangen werden soll an dieser Stelle auf das in der Diskussion zwischen Vera und Leonidas ebenfalls vorhandene Thema des Exils, da es für den Konflikt Leonidas' kaum eine Rolle spielt. Zum Zeitpunkt der Abfassung der Novelle schrieb er 1940 in Lourdes (27. Juni - Anfang August), wo er auf der Flucht vor den Nazis haltmachte. Siehe P.St. Jungk (Anm. 12), S. 275.

22 In: Donald G. Daviau u. Ludwig M. Fischer (Hrsg.): Das Exilerlebnis. Verhandlungen des 4. Symposium über deutsche und österreichische Exilautoren. Columbia, S.C 1982, S. 242-252.

23 Ebd., S. 246.

24 Jungk (Anm. 12), S. 270.

25 Die Szene hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Lehrerkonferenz in Wedekinds "Frühlings Erwachen" (1891).

26 Henry A. Lea (Anm. 22), S. 245.

27 Ebd., S. 245f.

28 W.A. Willibrand (Anm. 1), S. 146.

29 Franz Werfel: Können wir ohne Gottesglauben leben? In: F. W.: Zwischen Oben und Unten. Prosa, Tagebücher, Aphorismen, Literarische Nachträge. Hrsg. v. Adolf D. Klarmann. München, Wien 1975, S. 70f.

EDWIN LÜER

Babelmotive in Franz Werfels *Stern der Ungeborenen*

Herbert Anton zum 60. Geburtstag

I. Wer auf die biblische Geschichte des Turmbaus zu Babel und dessen Zerstörung als göttliche Strafaktion gegen menschliche Hybris anspielt und dies - auch oder gerade im Blick auf literarische Adaptionen - mit poetologischen Begriffen (Motiv) verknüpft, strebt auf der paradigmatischen Achse dem Vergleich und der analogen Betrachtung zu. Er hat darüber hinaus immer das Problem von Sprache selbst vor Augen, wenn die literarische Moderne ihre Inhalte in der Reflexion ihrer Möglichkeiten (nämlich der sprachlichen) findet. Babelmotive umwerben geradezu die zwiespältige Wirklichkeit von Kommunikation zwischen 'Verstehen' und 'Nicht-Verstehen', zwischen dem 'Sprachenwunder zu Pfingsten' und der 'Sprachenverwirrung', die dann auf dem Fuße zu folgen scheint, wenn das Göttliche sich seitens der Menschen als Eigenleistung alltäglich zu machen sucht. Babelmotive fixieren interpretatorische Absichten, die sich mit ihnen verbinden mögen, gleich immer ein wenig auf das Problem von Auslegung schlechthin, da jeder 'clavis interpretandi' selbst nur ein sprachlicher sein kann. Hier dokumentiert sich der 'Witz' der babylonischen Sprachverwirrung, der dem der odysseischen Irrfahrten nicht unähnlich ist: Nur wer nicht versteht, kann 'Verstehen' verstehen; wer hingegen per se versteht, dem bleibt 'Verstehen' als Möglichkeit des Seins verschlossen. Poetische Texte operieren - dort wo sie gelingen - intuitiv mit dieser Differenz, und dies erlaubt, sie mit dem architektonischen Schlußstück der biblischen Urgeschichte in Verbindung zu bringen. Wie aber mag - so ließe sich zu Recht einwenden - das Ende eines paradiesischen Zustandes, eines Zustandes, in dem jeder jeden versteht, sich als Bild einem Genre verpflichten, das doch zumeist der Sehnsucht nach paradiesischen Konditionen (so lese ich Zukunftsromane) genügen will, d. h. jene Sehnsucht formuliert oder aber ihren Mangel einklagt? Ich meine, daß Werfels Roman mit der Lehre, die sich aus dem babylonischen Fiasko ziehen läßt, sehr genau umgeht, sofern er die Kreisläufigkeit des Geschehens bewußt

zum Kalkül des Romans macht und damit eine Tradition jener Gattung fortsetzt, die deren Überleben sichert: erzählen, was erzählt ist.

Franz Werfels *Stern der Ungeborenen* ist kein utopischer Roman, jedenfalls nicht seiner eigenen Logik nach. Denn er formuliert ja keine Utopien, in denen er konjunktivisch beschrieb, wie etwas sein könnte, sondern erzählt, wie etwas war; hier: in der Zukunft.

Kein 'episches Präteritum' kann dieses Konstrukt verletzen, hat man sich einmal auf die Möglichkeit eingelassen, in die Zukunft reisen und darüber berichten zu können (was wieder eine 'andere' Zeit erforderlich macht). Daher steht dieser Roman von vornherein in der Paradoxie, in der alle 'Zukunftsromane'¹ stehen, in denen der Erzählende Gegenstand des Erzählten ist: Er kann es nur von einem der Zukunft zukünftigen Standpunkt aus erzählen - gewissermaßen mit dem Rücken zu dem, was er erzählt. Anders gesagt: Ein Erzähler kann nie von dem eingeholt werden, worüber er erzählt (auch dann nicht, wenn die Zukunft schon vergangen ist) mit einer Ausnahme: Er erzählt im Präsens; der Roman steht allerdings im Präteritum.

Dennoch reichen zumindest die Verweisungszusammenhänge des Erzählten auf 'Utopisches', gerade da, wo aus heutiger Sicht sich überprüfen läßt, was sich - fern aller Utopie - als handfeste Prognose erwiesen oder mittlerweile gar den Status des Faktischen angenommen hat.² Ein nicht zu unterschätzender Reiz solcher Lektüre mag gerade darin liegen, daß aus der Position des besser Wissenden (da näher an der erzählten Zukunft positioniert) gefahrlos verifiziert bzw. falsifiziert werden kann.

Hier erschließt sich für den Leser erst der 'doppelte Verweisungscharakter' des Futurs als das eines 'Zurückkommens' und 'Vorlaufens'. Das 'Isochronion' ist ja nicht nur intern (innerhalb der Geschichte) ein begehrter Gegenstand, sondern als 'prima materia' untrüglicher Garant für die urtümliche Verschmelzung der Zeit einer als ekstatisch gedachten Einheit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.³

Das Verstehen gründet primär in der Zukunft [...]. *Die Zeitlichkeit zeitigt sich in jeder Ekstase ganz, das heißt in der ekstatischen Einheit der jeweiligen vollen Zeitigung der Zeitlichkeit gründet die Ganzheit des Strukturanzens von Existenz, Faktizität und Verfallen, das ist die Einheit der Sorgestruktur.*⁴

Typisch für Ekstasen ist das Fehlen von Übergangsphänomenen (man denke romanintern an die plötzliche Sonnentransparenz), das Gefühl der Körperlosigkeit, Schmerzunempfindlichkeiten, das Erleben unwillkürlicher Visionen und Auditionen (für all das finden sich Belege) sowie das Empfinden unerklärlicher Transparenz zu dem, was wesentlich der Existenz eignet. Ist Werfel deshalb ein "dem Katholizismus zuneigender homo religiosus"⁵ und sein letzter Roman "die

menschliche, denkerische, theologische Summe seines ganzen Lebens"⁶? Ohne diese Frage vorschnell beantworten zu wollen: Die Ereignisse rund um die letzten Jahre seines Lebens haben ohne Zweifel sein Denken nicht profanisiert, wie schon mit einem seiner jüngsten Biographen festgestellt werden darf, daß der Versuch einer "Zusammenfügung von Mythos und Alltag"⁷ eine zentrale Stellung innerhalb seines Werks beanspruchen kann. Seine Freundschaften zu tief religiösen Zeitgenossen - ich nenne nur Rilke, Kafka, Martin Buber und Gershom Scholem - unterstreichen das. Mit ihnen verbinden sich auch lebensgeschichtliche Abschnitte, die mit Werfels Auseinandersetzung mit dem jüdischen Glauben, mit der hebräischen Mythologie in Zusammenhang stehen, ein Glaube, der - das ist bekannt - im besonderen Spannungsverhältnis zum Neuen Testament gestanden hat. In der 'Genesis' jedoch, als Schlußstein der biblischen Urgeschichte - wie schon bemerkt - steht, wenn auch nicht lange ungestraft, der babylonische Turm, und jenes Motiv soll im folgenden ins Zentrum der Untersuchung rücken.

II. Mit der Geschichte vom Turmbau zu Babel als Versinnbildlichung des menschlichen Strebens, alles bewerkstelligen zu können, verbindet sich die Utopie der Menschheit schlechthin; mit der Zerstörung des Turms das umso eindringlichere Gebot, daß Überheblichkeit der Menschen Sache fernerhin nicht sein soll.⁸ Der Mythos erzählt von einer Sprache jenseits aller Theoriebildung über deren Ursprung. Am Anfang war die 'Eine Sprache', die göttliche Ursprache; unmißverständlich und kommunikabel nicht im heutigen Sinne. Die adamische Sprache, die Sprache des ersten Menschen (Adam Kadmon) war nicht gebunden an lexikalische und phonetische Realisationen, deren Notwendigkeit sich erst mit dem Abfall an die Materie einstellte.⁹ Das 'Nennen' sei des Menschen erstes Werk - soweit das göttliche Gebot - doch schloß dies nicht die in sozialer Gemeinschaft an gefährlicher Größe sich entwickelnde Idee mit ein, mit Hilfe eines göttlichen Instruments (der Sprache) stellvertretende Positionen einzunehmen. Die Zerstörung des Turms, die Zerstreuung der Menschen in alle vier Himmelsrichtungen, hatte zum Zweck, den Menschen durch Verwirrung (und was kann mehr verwirren als die Mittel zur Kommunikation) auf seinen angestammten Platz innerhalb der Schöpfungsgeschichte zu bannen. Fortan spricht der Antichrist in 72 Sprachen, und erst im entlebten paradiesischen Zustande ist wieder die 'Eine Sprache' vernehmbar.

Witzige Naturen hat dies zu der - vielleicht auch ökonomisch durchdachten - Hoffnung veranlaßt, dies könne nur das Englische sein (Mark Twain), was wieder andere, die praktischer dachten, gleich in Wort und Tat umzusetzen versuchten. 1931 legte der Privatgelehrte Charles Kay Ogden einen konkreten Plan vor, nachdem 'Englisch' die Weltsprache werden solle (zunächst

Hilfssprache mit 850 Wörtern), um - getreu dem Bibelworte - damit alle Kriege aus der Welt zu schaffen und ewigen Frieden einkehren zu lassen. Das Manhattan der 30er Jahre als Sinnbild eines modernen Babel (Höhe der Gebäude, Vielzahl der Sprachen) behandelte schon 1925 John Dos Passos' *Manhattan Transfer*.

In einer groß angelegten Untersuchung über die literarische Ausgestaltung des Mythos betrachtet Arno Borst den Turmbau als "Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker"¹⁰, die gerade im Beginn der Moderne oft und gerne auf das Babelmotiv zurückgegriffen hat, das geeignet schien, den desperaten Zustand des Individuums angesichts einer zunehmend komplexer werdenden Gesellschaft zu illustrieren.

Allerdings variiert das Motiv. Hesses Analogisierung der Sprache mit dem *Glasperlenspiel* (1943)¹¹ zielt auf die Regellosigkeit, die darum auch keine Grenze kennt, und auf eine gewisse Rehabilitierung des 'homo ludens', der mit dem auftrümt, was ihm gegeben ist: der Sprache. "Mit jedem Worte wachsen wir"¹², sagt Morgenstern und vergißt, daß in der Sprache selbst das wahre 'Babel' steckt.

Werfen wir einen kurzen Blick auf zwei andere Prager Dichter, die Motive um Turm und Babel eigenwillig verbinden: Rilke und Kafka.

Immer geht es um 'Zeit' und 'Sprache', ihre gemeinsame Charakteristik der 'Unfertigkeit', beide mögen Gefangenschaft oder Freiheit bedeuten, und wo es bei Rilke um den 'werdenden Gott' geht, wird dieser selbst mit einem Turm vergleichbar:

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendlang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.¹³

Sprache als 'Unfertiges' (was in ihrem Wesen liegt, weshalb der Turm nicht fertig werden konnte) garantiert aber auf der anderen Seite die stete Anwesenheit des Unsäglichen, Nicht-Sagbaren:

Heute steh ich, steh auf den Türmen der Freude,
heut heut ficht michs nicht an, daß ich vergehe.
Heut ruf ich einen der Rufe. Heut bin ich
ein goldener Leuchter der Stimme.
Diese ist hoch und schönengewachsen. Kein Palmbaum
teilt sich reiner hinan. Und sicher steigt sie, wie immer
seiend. Nur drunter
wechseln die Munde.¹⁴

Weit pessimistischer, wenn nicht verzweifelter wertet Kafka die biblische Vorlage aus. Der Bau verlangt schon, "an den Grenzen menschlicher Existenz"¹⁵ zu arbeiten, ist aber innerhalb einer menschlichen Existenz nicht zu realisieren; sein Sinn kann daher nicht in individuellen Kontexten gesucht

werden; ihm fehlt mit jener unbeantwortet gelassenen Frage das Fundament.¹⁶ Neu ist allerdings die literarische Initiation: Auf Grund einer Lektüre über die Geschichte des Turmbaus wird die Idee eines wiederholten Versuchs geboren. Im *Stadtwappen* mündet die Erkenntnis der Unerfüllbarkeit der Idee innerhalb der eigenen Grenzen (Lebenszeit) in apokalyptische Hoffnungen der Zerstörung, hinter denen sich die Sehnsucht nach einem neuen Fundament verbirgt.

Das Wesentliche des ganzen Unternehmens ist der Gedanke, einen bis in den Himmel reichenden Turm zu bauen. Neben diesem Gedanken ist alles andere nebensächlich. Der Gedanke, einmal in seiner Größe gefaßt, kann nicht mehr verschwinden; solange es Menschen gibt, wird auch der starke Wunsch da sein, den Turm zu Ende zu bauen.¹⁷

Enger erscheint mir allerdings die Verbindung zu einem Zeitgenossen Werfels, der - befreundet zwar - immer mit einer kritischen Distanz das Schaffen des Prager Emigranten begleitete. Thomas Manns *Zauberberg* (1924), beginnend wie ein Reiseroman (Castorp fährt für drei Wochen auf Besuch, bleibt letztlich sieben Jahre), ist im eigentlichen Sinne (und der Definition Manns nach) ein 'Zeitroman', in welchem der Berg zum Ort mystischer Initiation gerät und an ein Zeitbewußtsein heranführt, das Unendlichkeit - und hier sind Schnittpunkte zu Werfels Roman auszumachen - als komplexes und simultanes Geschehen begreift.¹⁸

Was ist die Zeit? Ein Geheimnis, - wesenlos und allmächtig. Eine Bedingung der Erscheinungswelt, eine Bewegung, verkoppelt und vermengt dem Dasein der Körper im Raum und ihrer Bewegung. Wäre aber keine Zeit, wenn keine Bewegung wäre? Keine Bewegung, wenn keine Zeit? Frage nur! Ist die Zeit eine Funktion des Raumes? Oder umgekehrt? Oder sind beide identisch? Nur zu gefragt! Die Zeit ist tätig, sie hat verbale Beschaffenheit, sie > zeitigt <. Was zeitigt sie denn? Veränderung!¹⁹

Dies erinnert an die 'Gedanken über der Zeit' eines Paul Fleming -

"Ihr lebet in der Zeit / und kennt doch keine Zeit /
So wisst Jhr Menschen nicht von / und was Jhr seydt."

die in die sehnsüchtigen Zeilen führen

"Ach daß doch jene Zeit / die ohne Zeit ist kähme /
Und uns aus dieser Zeit in ihre Zeiten nähme."²⁰

wie überhaupt die Art der Betitelung der einzelnen Kapitel im *Stern der Ungeborenen* an Verfahrenstechniken des utopischen barocken Romans erinnern.

Als einem 'Paulus unter den Juden' war Werfel "die paulinische Entgegensetzung von 'neuem Wesen des Geistes' (Pneuma) und 'altem Wesen des

Buchstabens' (Gramma)²¹ zweifellos vertraut. Das Pauluswort, daß der Buchstabe töte, und nur der Geist lebendig mache, kann als Thomas Manns 'Evangelium' gelten.

In Thomas Manns *Höllenfahrt*, dem Vorspiel zu *Joseph und seine Brüder* (zum Abschluß brachte Mann seine Josephs-Tetralogie 1943), hat Werfel die Geschichte des Sündenfalls in aller Ausführlichkeit nachlesen können. Seine Babel-Problematik kreist um das biblische A und O, deren Entgegensetzungen als Arrangements des sich der Materie anvertrauten Geistes die Seele nicht kennt.

Was uns beschäftigt, ist nicht die bezifferbare Zeit. Es ist vielmehr ihre Aufhebung im Geheimnis der Vertauschung von Überlieferung und Prophezeiung, welche dem Worte >Einst< seinen Doppelsinn von Vergangenheit und Zukunft und damit seine Ladung potentieller Gegenwart verleiht. Hier hat die Idee der Wiederverkörperung ihre Wurzeln.²²

In Werfels "Reinkarnations-Welt"²³ - und so lese ich seinen 'Zukunftsroman' - geht es genau um diese Austauschbarkeit des 'Geheimnisses' von Vergangenheit und Zukunft. Sie gibt Gelegenheit, einem kosmetischen Schönheitsfehler, der sich mit der Idee der Wiedergeburt verbindet, in der Idee der 'Retrogenese' zu entgehen. Jeder Gedanke an die Wiedergeburt kann von der Angst vor dem kommenden Tode befreien, nicht aber von der Angst vor den Schmerzen der kommenden Geburt.

"Tief ist der Brunnen der Vergangenheit" - so Thomas Manns erster Satz, doch ist die Tiefe des Brunnen räumlich als 'Negation der Höhe des Turms' diesem verwandt, und so ist für Mann (auch die Höllenfahrt ist ja Wanderschaft) der babylonische Turm 'punctum saliens' (springender Punkt) einer sich in Kreisläufen entfaltenden Geschichte, deren 'Es war' und 'Es werde' angesichts des 'zeitlos Gegenwärtigen' in der Wiederholung ineinander aufgehen.

Nicht zufällig sieht Thomas Mann den babylonischen Turm in Amerika, Werk sonnenhungriger und transparenzverwöhnter Emigranten, die als Reisende vom Osten her in Angriff nehmen, was dem Einheimischen so schnell nicht in den Sinn kommen mag: Demonstration von Einheitlichkeit und Größe.²⁴

Es ist bei Thomas Mann nicht nur das Plädoyer für das 'Geheimnis', sondern darüber hinaus für die 'Gegenwart' als Allgegenwart, von der aus jede Historie zum Zukunftsroman wird und jede Zukunft per se in die Tiefen der Geschichte weist. Von dorthier erschließt sich die Logik des letzten Romans Franz Werfels, denn die "törichte Vermischung des Geistes mit der Materie" ist der "Roman der Seele" (Mann); ob 'Höllenfahrt' oder 'Sternwanderschaft', es ist eine Reise.

Wir wissen längst, daß das Geheimnis die Zeitfälle frei behandelt und sehr wohl in der Vergangenheit sprechen mag, wenn es die

Zukunft meint. Es ist möglich, daß die Aussage, Seele und Geist seien eins gewesen, eigentlich aussagen will, daß sie einmal eins werden sollen. Ja, dies erscheint um so denkbarer, als der Geist von sich aus und ganz wesentlich das Prinzip der Zukunft, das Es wird sein, es soll sein, darstellt, während die Frömmigkeit der formverbundenen Seele dem Vergangenen gilt und dem heiligen Es war. Wo hier das Leben ist und wo der Tod, bleibt strittig; denn beide Teile, die naturverflochtene Seele und der außerordentliche Geist, das Prinzip der Vergangenheit und das der Zukunft, nehmen, jedes nach seinem Sinn, in Anspruch, das Wasser des Lebens zu sein, und jedes beschuldigt das andere, es mit dem Tode zu halten.²⁵

Dies entspricht jener versteckten Wissenschaftstheorie, die Werfel zu Beginn seiner reflektorischen Einschübe formuliert.

Es gibt nur zwei Wege, um ein Historiker der Zukunft zu werden: wissenschaftliche Folgerung und Traumdeuterei oder Wahrsageri. [...] Die prophetischen Erkenntnisarten müssen es nur verstehen, um echt zu sein, die Schleier des Gleichnisses zu tragen und die Schatten des Geheimnisses zu werfen.²⁶

Das Geheimnis - und darauf verweist die Babel-Metaphorik des Textes - liegt in der wesentlichen Erkenntnis der Sprache als zeitliche und der der Zeit als sprachliche, die als solche nur in konsekutiven Sequenzen vorstellbar bleibt. Das Geheimnis löst dieses Prinzip auf und kann daher nur außerzeitlich - und das heißt auch außersprachlich - geschehen.

Die astromentale Gesellschaft allerdings verliert keine Zeit, sie gewinnt sie, denn "Jede gehende Uhr [...] ist eine Sparbüchse" (SDU 52) mit thesaurierenden Effekten für die gesamte Menschheit, deren 'hohe Zeiten' - wie bei der Hochzeit, die jene Einheit der Zeit metaphorisch umklammert - sich von denen der "mythischen Bauern des verschollensten Altertums" (SDU 54 f.) nicht unterscheiden. Auch hier wird deutlich, daß sich die Zeit im Kreise dreht, denn "Das Wahre ist das Werden seiner selbst, der Kreis, der sein Ende als seinen Zweck voraussetzt und zum Anfang hat und nur durch die Ausführung und sein Ende wirklich ist".²⁷

Das 'Reisegeduldspiel' erklärt in der Kunst, die "blaßblauen Kügelchen" (SDU 38) in die richtigen Löchlein zu versenken, das ganze Weltengeschick zum Geschicklichkeitsspiel,²⁸ und vielleicht bedarf es beim Reisen ebenjener Geschicklichkeit, "um den Widerspruch zwischen der grenzenlosen inneren Erlebnisfähigkeit des Menschen und seinen tellurischen und physischen Schranken aufzuheben" (SDU 359).

III. Wohin führte aber die Reise, die F. W. antrat, nicht freiwillig übrigens, sondern zunächst als Initiale "aus dem Alphabet gestochen" (SDU 181) und anschließend in die astromentale Welt zitiert, also im eigentlichen Sinne seinerseits als materialisiertes Phänomen der Sprache verstanden? Vergewärtigen wir uns zunächst in groben Zügen dessen, was passiert: Die Sonne ging mit sich durch, doch beherrschte sie sich selbst, was zur Transparenz (übrigens eine schöne Definition des Wortes), nicht aber zu ihrer Vernichtung führte (vgl. SDU 47). Erst wenn die Kraft eines Gestirns die eigene Größe übersteigt (eine Art physikalisches Rahmengesetz des ganzen Romans) vernichtet es sich selbst. Den babylonischen Turm hat genau dieses Gesetz zu Fall gebracht, denn seine Höhe - und deswegen konnte er nicht gelingen, d. h. zu Ende gebaut werden - vermochte die Potenz, die in dem ganzen Unternehmen steckte, niemals einzuholen. Mit anderen Worten: Die Kraft und innere Möglichkeit der gottgleichen ur-einen Sprache geht über jede architektonische Meisterleistung hinaus. So schlägt die Assyrern und Babyloniern bekannte Weisheit des von Werfel zitierten Ba-bel-Nazdr: "Alles was unten ist, ist auch oben" (SDU 244) am Ende um, sofern dann auch das, was in der Höhe der Gestirne zu vermuten ist, nicht die Suche im Höheren, sondern den Gang in die Tiefe erforderlich macht.

Der Djebel verkörpert diese Idee, sofern in ihm die Stufenfolge zum Höheren von oben nach unten realisiert ist, was Anlaß gegeben hat, ihn als "eine Neubeschwörung des Turmbaus zu Babel [...] mit umgekehrten Vorzeichen"²⁹ zu deuten. Dies bedeutete nicht zuletzt eine Identifizierung von 'Sprache' und 'Natur' als 'Natursprache', denn der Djebel strebt einer 'Transfiguration der Natur' zu.

Da hatten wir nun den berühmten "Djebel" in seiner vollen Großartigkeit vor unseren Augen. Wir, das waren Io-Fagór, B. H. und ich. Der Djebel aber war ein gewaltiger, künstlicher Berg von mehr als viertausend Fuß absoluter Höhe und aus einer zum Teil völlig durchsichtigen, zum Teil höchst durchscheinenden glasflußartigen oder kristallinen Masse errichtet, wobei sich die Feder sträubt, das Wort "errichtet" für ein artifizielles Phänomen anzuwenden, das alle natürlichen Phänomene des eingeebneten Planeten an Wucht und Erhabenheit weit zu übertreffen schien. Im Djebel hatte die strebende Menschheit (die von Gott immer weiter fort-strebende, nach des Großbischofs Wort) die "Transfiguration der Natur" beinahe erreicht. (SDU 312 f.)³⁰

In der astromentalen Wirklichkeit ist die Sprache näher an den Dingen selbst. In ihr sind nicht nur romantische Vorstellungen einer Natursprache eingeholt, sondern eine Art 'transzendente Phonetik' realisiert, die konnotativ die Idee von der Theogonie des göttlichen Wortes mitschwingen läßt. D. h.: Die Wörter

bezeichnen nicht lediglich Dinge (Nominalismus), sondern meinen sie, bedeuten sie (im begriffsrealistischen Sinne). Humoristisch gibt sich Werfel als Anti-Nominalisten zu erkennen:

Es tut mir leid, denn ich gehöre durchaus nicht zu denen, die behaupten, der Name sei Schall und Rauch und gehöre nicht zur Sache. Ich weiß ganz im Gegenteil, daß gar oft der Name die Sache selbst ist. Der Name Sitzungshalle ist jedoch so falsch, daß er der Sache durchaus widerspricht. Jedermann, der in diesem Buche nur geblättert hat, weiß bereits, daß es nicht Sitzungshalle, sondern Stehungshalle oder Standhalle heißen müßte. (SDU 544 f.)

Worte sind Signaturen im Sinne mystischer Ur-Lehre, nach der sich Gleiches durch Gleiches zu erkennen gibt und Mittel zur Wesenserkenntnis sind. Hier verbinden sich theologische Vorstellungen von der adamischen Sprache³¹ mit kabbalistischen Anschauungen ihrer magischen Kraft der Bezeugung. In ihrer organischen Entstehung (Etymologie) und ihrem Klang bringen Wörter bestimmte metaphysische Qualitäten zum Ausdruck. Die 'Lautphysiognomien' sind onomatopoetische Bürgen urtümlicher Bedeutungen. Viel erinnert an die sprach- und lautanalytischen Etymologisierungen eines Martin Heidegger, der - als Bürge neben Hegel selbst genannt (vgl. SDU 142) - auf der Grundlage doppelbödiger Begriffe ihrer 'eentlichen' und hermetischen Bedeutung auf der Spur ist. Die Theorie jedenfalls, daß mit der fortschreitenden Entfernung von Gott wir uns ihm (kreisläufig gedacht) wieder nähern, mag Werfel dem bekannten Beispiel Heideggers über den Doppelsinn des Wortes 'Entfernung' herausgelesen haben. Auch dies hat mit der "Kunst des polyphonen Innewerdens von Worten" (SDU 548) viel gemein, denn sie lichtet - um es mit Heidegger zu sagen - das, was hinter landläufiger Bedeutung sich verbirgt und wehrt damit dem 'Vergessen' als dem "Inbegriff aller Sünde" (SDU 649). Demgegenüber steht die 'Erinnerung' an alle spielerischen Kompetenzen der Sprache, die sich ausdrücken mögen in etymologischen Rückbesinnungen und der freien Lust der Kombinatorik, wie sie vor allem die Kabbala zu ihrer eigenen - und in ihren Grundzügen Werfel sicherlich vertrauten - Tradition zählt. Bereits das 'Io' als den Menschen zur astromentalen Gemeinschaft ausweisende (und seine Existenz bestätigende - vgl. SDU 79 f. -) Präfix erinnert an das griechische 'Ion', was soviel heißt wie 'Sich Bewegendes', 'Wanderndes', und tatsächlich ähnelt das metaphysische Personal Ionen, frei schwebenden Teilchen, die einer Ionisationsenergie über elektrische oder magnetische Anziehung oder Abstoßung bedürfen. Auch die Macht des Palindroms und der Anagramme ist Werfel vertraut. Der Sprache - wie der Zeit - ist Vor- und Rückläufigkeit als Möglichkeit eigen; sie gleichen sich in ihrer magischen Kompetenz der Blickwende, sind erwartete Geschichte und geschichtliche Erwartung:

"Wissen Sie, Doktus, wann unser Unglück begann?" fragte er mit beinahe irren Augen. "Als die Menschen dummerweise anfangen, ihre Schriften von links nach rechts zu richten anstatt wie wir von rechts nach links. Da verkehrte sich für uns das Leben. Hören Sie gut zu: Die Griechen nannten das Leben Bios. Wir aber mußten verkehrt lesen Soib oder Sob, was bekanntlich >Schluchzen< heißt. Als wir später fast zweitausend Jahre unter den Germanen siedelten, lasen wir Leben umgekehrt als >Nebel<, also Qualm und Dunst, und es stimmte genau. Dann entführte uns Gott durch das Mittel einer gewaltigen Verfolgung in die weltbeherrschenden Reiche der englischen Sprache. Sie können sich selbst umdrehen was wir lasen, wenn wir auf das Zeitwort to live stießen..."

"Es ist mir bekannt, daß evil das Übel, das Böse bedeutet", sagte ich gehorsam, ließ ihn aber nicht mehr zu Worte kommen aus Furcht, ich würde noch fünfzehnhundert andere Vokabeln für Leben umdrehen müssen." (SDU 300 f.)

IV. Werfen wir einen Blick auf die Monolingua, der Sprache 'einer Zunge', die romanimmanent selbst eine gewachsene ist: Erst in einer Zeit, in der räumliche Distanzen keine zeitlichen mehr sind, in der die "Bevölkerung des eingeebneten Erdballs" (SDU 53) sich auf ein Minimum reduziert hat, verlieren auch die Sprachen ihre komplexen Strukturen. Wieder sind sie das, was sie immer waren: Abbild und Ausdruck der Menschheit, und hat diese sich zur einheitlichen Gemeinschaft formiert, so ist vor diesem Hintergrund die Sprache auf eine reduzierbar. Im Angesicht ihrer basalen Kompetenz verblassen die schönsten romanischen Sprachen zu Sprechversuchen, dem Gestammel "in der Berlitz-School" (SDU 80) nicht unähnlich. Dabei ist sie als "organische Sprache des Wohllauts" (SDU 85) weder dialektfrei (vgl. SDU 448) noch per se eine Sprache, die anders nicht als schön sich sprechen ließe (vgl. SDU 529). Sie kennt die Lust an der Bildung von Neologismen wie das Elend der Fremdwörter (vgl. SDU 187 f.) und das noch schlimmere der ärgerlichen Vergeßlichkeit (vgl. SDU 76 u. 544), mit der sich F. W. plagen muß, und schließlich auch die mindere Begabung zu ihrer Beherrschung, wie sie die kauderwelschenden Hunde (vgl. SDU 78 f.) und das an 'Glossolalie' erinnernde Zornesgeschmetter 'Donald Ducks' (SDU 630) an den Tag legen.

Der Name der Braut, 'Lala', ist ein freies assoziatives Plädoyer für den geheimnisvollen Zusammenhang von 'Sprache' und der 'Geburt der Menschheit'. Ihre Liebe zu F. W. - und das definiert den Menschen als ein im 'Zeichen

der Liebe' stehendes Geschöpf - verursacht, daß sie über Nacht "die Stigmata des wirklichen Menschen" (SDU 539) erhält, die da sind Striche, Runen und Furchen. Sie definieren den Menschen als Sprachwesen im existentiellen Sinne, dessen Glück - und dies ist das letzte Stigma verschriftlichten Seins - im Unglück des Nicht-Verstehens gründet.

Lala sagte nichts Schwerfälliges. Sie fragte nur mit einem kleinen Lächeln: "Können Sie das lesen, was in meiner Hand geschrieben steht?"

"Ich bin nicht ausgebildet zur Entzifferung dieser Schrift", entgegnete ich, aber in groben Zügen werde ich sie wohl verstehn..."

"Und was bedeuten die groben Züge, Io-Efwe?"

Ich legte meine Stirn in Falten und tat so, als sei die einfache Hieroglyphe nicht leicht zu übersetzen. Endlich buchstabierte ich: "Sie werden glücklich sein durch Unglück und unglücklich durch Glück, liebe Lala..."

"Und ist das schlecht?" fragte sie mit aufmerksamer Stimme.

"Nein, Lala, ich glaube, es ist gut..." (SDU 539 f.)³²

Auch ist die Monolingua im Blick auf moderne Varianten unter den Printmedien von der heutigen Wirklichkeit nicht allzu fern, stehen ihr doch mit der "Sternschrift" und der "Himmelszeitung" (SDU 138) Multiplikationstechniken zur Verfügung. Das bedeutendste aber: Die Monolingua hat ihre eigene Geschichte, eine Sprachgeschichte, deren Problemorientierung einem eisernen Gesetz zu unterstehen schien: systematischer Friede durch Reduktion von Komplexität. (vgl. SDU 127 f.)

Mit der Sehnsucht nach der Sprache, die jeder versteht, verbinden sich Reinkarnationshoffnungen, denn die 'letzte Sprache' holt die 'erste Sprache' wieder ein; die 'Protoglossa', die von einem sprachlichen Urvertrauen und der Lust an der freien Lautbildung zeugt, ist jeder intellektualisierenden Sprache - finde sie auch ihre höchste Form in einer 'Monolingua' - überlegen. Die schweifenden Gedanken des Protagonisten führen ihn daher in die märchenhafte Welt der Kindheit.

Nein, nein, hebt die Schalltrichter der Trompeten hoch, ich spreche die *Protoglossa*, die Sprache des ersten Schöpfungstages, die den Wasserstoffatomen noch in den Ohren gelte. Ich habe sie verstanden, die Protoglossa, in meinem Köpfchen, als mir die Hebamme auf den Rücken schlug. [...] Jetzt aber muß ich mich hüten, zu tief in die Protoglossa zu geraten, wie alte Emigranten, die immer wieder rückfällig werden, weil sie die Sprache ihrer neuen Umgebung nicht mehr erlernen können. Gescheit sein und bei der Monolingua bleiben, das ist meine Pflicht. (SDU 225)

Der Mensch ist zwar Schöpfer der 'Monolingua', mithin einer 'idealen' Sprache, er selbst ist aber eine Sprache, nämlich göttliche. D. h., Gott verfügt über keine andere Sprache als über die 'Schöpfung als Sprache'.

"Die menschliche Sprache, selbst unsre Monolingua, ist nur ein Geschöpf des Geschöpfes. Das Geschöpf des Geschöpfes kann nur das Geschöpf beweisen, nicht aber den Schöpfer. Das Geschöpf hingegen, vorzüglich der Mensch, ist die Sprache des Schöpfers. Der Schöpfer beweist durch diese Sprache hindurch seine Haupteigenschaft, die Allgüte, indem trotz allem jedes Geschöpf lieber ist als nicht ist." (SDU 138)

Dahinter steht nicht nur eine 'Theorie der Sprache', sondern ein ontologischer Entwurf. Denn läßt sich die 'größte Streitfrage aller Zeiten' in dem Sinne beantworten, daß Gott sich selbst korrigiere, ja, daß das Korrigieren zur göttlichen Lebenstätigkeit in extensio gehört, wie der wiedergeborene B. H. schon immer gewußt haben will (vgl. SDU 202), dann sind göttliche Interventionen, wie der Fall des babylonischen Turms, Korrekturen an der göttlichen Sprache, und die Zerstörung des Turms (Djebel) ist Plan eines radikalen Lektorats. In diesem übernehmen die 'Fernsubstanzzertrümmerer' eine Art Rotstiftfunktion in einer Zeit, in der die menschliche Sprache sich ungeachtet der Perfektionierung ihrer inneren wie äußeren Möglichkeiten immer weiter von Gott entfernt hat und - hier vermischt Werfel grammatisch Plusquamperfekt und Futur -, wie ehemals geschehen, sich entfernen wird (vgl. SDU 687 f.). Die Menschheit erreicht mit dem Ende wieder den Anfang; phylo- und ontogenetisch gesehen im Prozeß der Retrogenese.

Der Djebel, dessen monolithische Struktur auch die Einseitigkeit der astromentalen Gesellschaft entlarvt, wird selbst in seiner Funktion als 'Erkenntnisapparatur' erkannt:

"Aber der Djebel ist ja ein Auge."

Meine jungen Flugbegleiter schienen zu lächeln:

"Haben sie das nicht gewußt? Der Djebel ist Gääs Auge." Und einer fügte traurig hinzu:

"Es war Gääs Auge..." (SDU 690)

In seinem Blick ruht die Gegenwart als 'Augenblick', und der ist - als christologische Kategorie genommen - der Zusammenfall von Ewigkeit und Zeit, genauer: die 'Zeit' der Ewigkeit in der Zeit. Und dies auf die Metapher des Lebens als einer Reise bezogen: der Augenblick des Übergangs von der Ruhe in die Bewegung und zurück in die Ruhe. Dies meint Veränderung nach beiden Seiten und im platonischen Sinne den Augenblick.

Denn dem Augenblick scheint eine derartige Bedeutung zuzukommen, daß nämlich aus ihm eine Veränderung nach beiden Seiten hin stattfindet. Denn aus der Ruhe kann, solange diese noch andauert,

keine Veränderung stattfinden und ebensowenig aus der Bewegung, solange sie noch im Gange ist; vielmehr hat zwischen Bewegung und Ruhe der Augenblick seinen Sitz, dies unbegreifliche Etwas, das keiner Zeit angehört, und er ist es denn, in den und aus dem einerseits das Sichbewegende sich zur Ruhe, andererseits das Ruhende sich zur Bewegung verändert.³³

Dies positioniert Werfels *Stern der Ungeborenen* zu einem ekstatischen Reiseroman, der als 'Zeitroman' fast notwendigerweise die Liebe zum Thema hat und mit Reise, Zeit und Liebe ein Trifolium der Moderne entfaltet, das nicht zufällig zur großen Romankunst des zwanzigsten Jahrhunderts gehört.

Anmerkungen

1 Binder ist in seiner offen gehandhabten Frage der 'Gattungszuordnung' vorbehaltlos zuzustimmen, da die Erzählabsichten, die Werfel verfolgt hat, mit dem "Genre des Zukunftsromans" (129) in der Tat nichts gemein haben. Vgl. Hartmut Binder: *Beschwörung eines Kinderglaubens*, Franz Werfels "Stern der Ungeborenen", in: Franz Werfel im Exil, hrsg. v. Wolfgang Nehring u. Hans Wagener, Bonn 1992, S. 129 - 173. Wolfgang Paulsen greift die Thematik der Gattungsbestimmung noch einmal auf; vgl. ders.: *Franz Werfel, Sein Weg in den Roman*, Tübingen 1995, S. 264.

2 So wertet Strelka die Utopien des Romans dahingehend aus, daß er sie daraufhin prüft, inwieweit sie in den 90er Jahren dieses Jahrhunderts zur Wirklichkeit geworden sind. Vgl. Joseph P. Strelka: *Die politischen, sozialen und religiösen Utopien in Franz Werfels "Stern der Ungeborenen"*, in: Franz Werfel im Exil, a. a. O., S. 175 - 186. Auch Lippelt zieht bellizistische Vergleiche mit der je 'sehr' aktuellen Gegenwart: "F. W. beschreibt den Tod seines Freundes auf eine Art, die unwillkürlich an die Wirkung einer Neutronenbombe denken läßt." Thomas Lippelt: *Eine astromentale Welt ohne Vögel, Goldgier und Todesangst*. "Stern der Ungeborenen", Franz Werfels kalifornische Romanvision von 1945", in: *Text und Kontext* 1984, 12.2, S. 290 - 303, S. 302. So unwillkürlich drängte sich mir im Jahre 1995 dieser Vergleich gar nicht auf; es zeigt sich aber daran, daß Romane als historische Zeugnisse mit je aktuellem Verweisungscharakter immer wieder neu gelesen werden können.

3 Darauf weist - mit Bezug auf Heidegger - schon Haber hin, ohne allerdings im näheren auf 'Zeit' als 'Existential' im Heideggerschen Sinne weiter einzugehen. Vgl. Lothar Haber: *Der Erzähler und die Zeit in Franz Werfels Zukunftsroman "Stern der Ungeborenen"*, in: *Unser Fahrplan geht von Stern zu Stern*, hrsg. v. J. P. Strelka u. R. Weigel, Bern 1992, S. 219 - 230. Daß der Zusammenfall der Zeitebenen nur ekstatisch gedacht werden kann, wird auch nicht dadurch widerlegt, daß in Werfels Roman *Mystisches* - wie Binder stilistisch anmerkt - sich als "humoristisch gebrochen" zu erkennen gibt. Vgl. Binder, a. a. O., S. 151.

4 Martin Heidegger: *Sein und Zeit*, Tübingen 1963 (10.), S. 350.

5 Binder: a.a.O., S. 142. Paulsen läßt in seiner letzten größeren Untersuchung zu Werfel nicht unerwähnt, daß bei solchen Beurteilungen Vorsicht angebracht sei. Werfels

Annäherung an den Katholizismus sei nicht "im Sinne einer feierlichen Konversionsgeschichte" (175) zu verstehen. Seine Option für den Katholizismus habe seine emotionale Konzessionsbereitschaft "an andere Religionserfahrungen" (220) keineswegs verstellt. Vgl. Wolfgang Paulsen: Franz Werfel, a. a. O.

6 Annemarie von Puttkamer: Franz Werfel, Wort und Antwort, Würzburg 1952, S. 116.

7 Norbert Abels: Franz Werfel, Reinbek 1990, S. 55.

8 Vielleicht sind ja die multilateralen Tendenzen der Postmoderne, hin zu einer globalen Vernetzung aller kommunikativen Möglichkeiten (Internet), lediglich die aktualisierte Version des Traums vom idealen Zusammenfall von Information und Mitteilung und einer grenzenlosen Kommunizierbarkeit jedweden Sachverhalts. Mit Hilfe binärer Codes (Maschinensprache) sind komplexe sprachliche Inhalte in eine Sprache übertragbar, die - Konsequenz der Übersetzung in ein Zwei-Zeichen-System - lediglich immense Speicherplätze benötigt.

9 Vgl. Ernst Benz: Adam, Der Mythos vom Urmenschen, München 1955.

10 Vgl. Arno Borst: Der Turmbau zu Babel, Bd. III, Stuttgart 1961, bes. S. 1808 - 1815. Zu neueren Untersuchungen über die Bedeutung von 'Babel' für das Deutsche vgl. vor allem die gründliche Arbeit von Andreas Gardt: Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung, Berlin/New York 1994, S. 348 f. sowie im erzählerischen Kontext Umberto Eco: Die Suche nach der vollkommenen Sprache, München 1994.

11 Strelka sieht den "Stern der Ungeborenen" als utopischen Roman in der Tradition von Hesses 'Glasperlenspiel' und E. Jüngers 'Heliopolis'; vgl. Strelka a. a. O.

12 Christian Morgenstern: Stufen. Aphorismen und Tagebuchnotizen, München 1963, S. 40.

13 Rainer Maria Rilke: Das Stunden-Buch, 1. Buch, Sämtliche Werke I., hrsg. v. Rilke-Archiv, Ffm. 1987, S. 253.

14 Ders.: Strophen zu einer Fest-Musik, Sämtliche Werke II., a. a. O., S. 98 f.

15 Wilhelm Emrich: Franz Kafka, Ffm. 1970 (7.), S. 188.

16 Vgl. Franz Kafka: Beim Bau der chinesischen Mauer, Sämtliche Erzählungen, hrsg. v. Paul Raabe, Ffm. 1970, S. 291 f.

17 Ders.: Das Stadtwappen, a. a. O., S. 306.

18 Die Bedeutung, die Thomas Mann für Werfel gerade in dessen letzten Lebensjahren gewann, belegen nicht nur umfangreiche biographische Eckdaten (vgl. Binder, a. a. O., S. 132 f. u. ö.), sondern auch die von Koopmann deutlich herausgearbeiteten Parallelen zwischen dem 'Zauberberg' und dem 'Stern der Ungeborenen'. Koopmann erkennt nicht nur Ähnlichkeiten in der erzählerischen Kompositionsführung, sondern analogisiert den Zauberberg als Unterwelt der höheren Regionen mit der Oberwelt der Astromentalen in Werfels Roman. Vgl. Helmut Koopmann: Franz Werfel und Thomas Mann, in: Franz Werfel im Exil, a. a. O., S. 33 - 49.

19 Thomas Mann: Der Zauberberg, Ffm. 1985, S. 365.

20 Paul Fleming: Gedanken / über der Zeit, in: Teutsche Poemata, Poetischer Wälder Erstes Buch, retr. Druck, Hildesheim 1969, S. 32 f.

21 Herbert Anton: Allegorischer und mystischer Zeitsinn in deutscher Barocklyrik, in: 'Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen', Festschr. f. Manfred Windfuhr z. 60. Geb., hrsg. v. G. Cepl-Kaufmann u. a., Köln 1990, S. 1. Vgl. ferner Römer 7,6.

22 Thomas Mann: Joseph und seine Brüder, Vorspiel, Ffm. 1964, S. 23 f.

23 Norbert Abels: a. a. O., S. 56.

24 Vgl. Thomas Mann: Joseph und seine Brüder, a. a. O., S. 25.

25 Ders.: a. a. O., S. 35 f.

26 Franz Werfel: Stern der Ungeborenen, Ffm. 1992, S. 19; im folgenden im Text zitiert als SDU mit Seitenangabe.

27 G. W. F. Hegel: Phänomenologie des Geistes, Jubiläumsausg., Bd. 2, hrsg. v. Hermann Glockner, faks. Neudr., Stuttgart/Bad Cannstadt 1964, Vorrede, S. 23. F. W. bemüht zu eigenen Erklärungszwecken Hegels geschichtsphilosophische Konzeptionen. Vgl. SDU 90 f.

28 Der "Wert des zwecklosen Spiels" (SDU 129) gilt in der astromentalen Gesellschaft als letzte Errungenschaft vor ihrer Zeit. Vgl. ferner SDU 139: "Spiel ist das Hochziel des Menschen, und zwar lallendes Kinderspiel, bewußtlos entspanntes Anheimgegebensein den Weltkräften, während ein bißchen Glücksspiel oder Wettspiel fast schon unerlaubte Friktionen und Übertretungen sind."

29 Annemarie von Puttkamer: a. a. O., S. 130. Vgl. ferner Irene Schoy-Fischer und Heino Haumann: Zukunftsvorstellung in Franz Werfels 'Stern der Ungeborenen', in: Text u. Kontext 1984, 12.2, S. 304 - 314, S. 306 f. u. Hans Altmann: Franz Werfels 'Stern der Ungeborenen', in: Inklings, Jahrbuch für Literatur und Ästhetik 8, 1990, S. 146 - 159, S. 153.

30 Vgl. SDU 392 f.: "Versuchte der mentale Mensch wirklich, sich an Gottes Stelle zu setzen, indem er, der das All früher in sich selbst getragen hatte, sich selbst nun ins All trug? War der Djebel die modernste menschliche Ausprägung des 'Baumes der Erkenntnis', wie 'der Turm zu Babel' die älteste war?"

31 Vgl. SDU 415 f. Auf die Frage, welche Gestalt das Universum habe, bekommt F. W. vom Hochschwebenden wiederholt zur Antwort: "Das Ganze hat die Gestalt des Menschen". Vgl. ferner Puttkamer: a. a. O., S. 137. Auf einer höheren Ebene, nämlich kosmologisch gerechtfertigt, bewahrheitet sich so die "geozentrische Hypothese" (SDU 134). Daß der Tod nichts ist als das Verschwinden des 'Ich' in sich selbst (vgl. SDU 278), findet in der Antwort des Hochschwebenden seinen makrokosmischen Bezug. Der schlesische Mystiker Jacob Böhme erkennt Gott 'mitten unter den Buchstaben', unsichtbar für den Verstand der Gelehrten, die der sensualischen Sprache nicht mächtig sind und sich daher in den Glauben versteigen, es ließe sich Gott mit Hilfe eines in den Himmel reichenden Turm erreichen; vgl. Jacob Böhme: Mysterium Magnum 35:68 (1623), faks. Neudr., hrsg. v. Will-Erich Peuckert, Stuttgart 1958, S. 334 f.: "Die verborgene Geheimniß des Thurns und der zertheilten Sprachen ist dieses: Die Menschen hatten die Sensualische Sprache des H. Geistes in eine stumme Form gefasset, und brauchten das geformte Wort menschliches Verstandes nur in einer Form, als in einen Gefässe, und redeten nur mit dem Gefässe, und verstunden nicht das Wort Gottes in ihrer eigenen Sensualischen Zungen, daß Gott selber im redenden Worte des Verstandes wäre; wie auch noch auf heute dergleichen geschicht und ist."

32 Rilke erkennt in den Linien der Hand 'wandelnde Straßen' und rückt damit die Sprache der Hand in den Skopus von 'Zeit' und 'Reise'; vgl. R. M. R.: 'Handinneres', Sämtliche Werke II., a. a. O., S. 178: "Innres der Hand. / Sohle, die nicht mehr geht / als auf Gefühl. Die sich nach oben hält / und im Spiegel / himmlische Straßen empfängt, die selber / wandelnden."

33 Platon: Parmenides, 156. St., übers. v. O. Apelt, hrsg. v. D. Lübke, Leipzig 1985, S. 194.